

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hefte 4, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

Berlin und Württemberg, 15. Februar 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



„Ein Küßchen in Ehren“. Nach dem Gemälde von E. Bouguereau.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(3. Fortsetzung.)

Der Tag war da. Kein Elementar-Ereignis hatte die Weltordnung umgelebt. Martha war nicht frank geworden, ihre Eltern nicht gestorben, Hamburg nicht

aufgebrannt, und der Zug, der Desowolsky brachte, war nicht entgleist.

Draußen schien die Herbstsonne und goß lachendes Licht auf die schwüle Fluth des Alster-Bassins. Eine herbe Frische machte die Luft gesund, und alle Leute auf der Straße schienen lebensfreudiger als sonst.

Im großen Saal aber war es düster. Hierher kam keine Sonne. Der ganze Raum war wie eine Abendschönheit und wirkte am Vormittag fade.

Zwischen den zahllosen Stühlen saß irgendwo eine

kleine Menscheninsel: zehn, zwölf Getreue der Senatorin Benfeld, die zur Probe gekommen waren, denn Desowolsky mußte doch seine Nummern mit der ihm völlig unbekannten Pianistin durchgehen. Er wollte ein Air von Bach, das Adagio aus dem neunten Violin-Konzert von Spohr und einige technische Glanzstückchen spielen; Fräulein Deppermann hatte sich schon vorher halbtot geübt, denn öffentlich aufzutreten war eigentlich nicht ihr Metier.

Born auf dem Podium spielte sich der für Martha denkwürdigste Augenblick ab. Sie stand, im Paletot und Matrosenhut mit Fräulein Deppermann, die eine spitz ausgehürmte Capote trug. Unter den steil aufragenden Tuff von blanken Perlen und Pailletten-Behang sah Fräulein Deppermann's breitnochiges Gesicht noch plumper aus als sonst.

Sie waren beide in sieberhafter Erwartung. Martha war zu aufgeregzt, um sich zu wundern, daß Fräulein Deppermann, Fräulein Deppermann!! Lampefieber zu haben schien.

Jede Secunde konnte Hasenkamp mit Alban Desowolsky eintreten; er holte den heute früh erst Angelkommenen vom Hotel.

Unten im Saal, die kleine Menscheninsel raunte und plauderte. Manchmal klang ein Lachen auf. Lilly Benfeld lachte bei jeder Gelegenheit. Martha ärgerte sich.

Und die Thür, die vom Künstlerzimmer auf das Podium führte, öffnete sich.

Hasenkamp, der heute vor Wichtigkeit und Wohlwollen strahlte, schob Alban Desowolsky förmlich hinein.

Martha sah ihn nur unklar. Alles Blut schoß ihr ins Gesicht, zitternd reichte sie die Hand hin, als Hasenkamp vorstellte:

„Fräulein Martha Meyer, — unsere liebe, kleine Konzertgeberin.“

Das war er, — so finster, — so müde, — so bleich — —?

„Rasend interessant!“ dachte Lilly Benfeld unten im Saal, „und wie blöde Martha ist! Das sollte ich sein!“

Auch Fräulein Deppermann glühte. In ihrer altjüngstlichen Seele lag immer ein Hang zum Schwärmen sprungbereit und stürzte sich sogleich mit fröhlichem Enthusiasmus auf einen geeigneten Gegenstand. Sie fand sofort Desowolsky „himmlisch!“

Alban Desowolsky kam von Frankfurt, wo er am vierundzwanzigsten ein Konzert gegeben und mit guten Freunden darnach gleich bis zum Tagegrauen des fünfundzwanzigsten durchgebummelt hatte. Am Abend war er in den Zug gestiegen, und da er nie im Schlaf-Coupée zur rechten Ruhe kam, war er jetzt müde und übelnäsig.

„Parbleu,“ dachte er, „ich soll hier

mit einer Köchin und einer Kammerjungfer austreten!“

In der That: die Beschäftigung mit der Kunst hatte Fräulein Deppermann's Angeicht seinen Adelszug aufgestempelt, und viele fanden, daß sie das Ansehen und die Allüren einer Köchin habe. Auch Martha gefiel Desowolsky auf den ersten Blick so wenig, daß er nur die nothwendigste Höflichkeit zeigte, die er der Konzertgeberin, die ihn bezahlte, doch schuldete.

In der Aufregung vergaß Fräulein Deppermann die Schranken zwischen ihr und Martha und daß sie eigent-

lich eine hochthronende Autorität für das junge Mädchen war.

"Ich ängstige mich so vor ihm!" flüsterte sie Martha zu.

"Ich auch," sagte Martha tonlos.

Häsenkamp kletterte vom Podium und gesellte sich dem Häuslein Zuhörer.

Hart schlug die Deppermann in die Tasten und die Probe begann.

Martha nahm ihren Hut ab, hielt ihn auf ihrem Schoß und saß atemlos. Ihre Blüde hingen an Desowosky. Sie dachte nicht daran, daß sie etwas verstecken müsse oder wolle. Die grenzenlose, demuthige Bewunderung schien ihr Desowosky gegenüber das Natürliche.

Und einmal sah er zufällig nach ihr hin, sein Blick begegnete dem ihren —

"Ei, ei," dachte er.

Den Ausdruck eines so glühenden Temperaments hatte er nicht bei dem blonden, gewöhnlich ausschenden Mädchen für möglich gehalten.

Dann mußte Martha singen; es war nothwendig, daß sie hier im Raum ihre Vorträge einmal durchnahm.

"Hamme Gestalt, — hübsche Haare," dachte Desowosky und setzte sich, ein Opfer der Situation und seines Berufes, müde auf einen Stuhl.

Martha begann:

"Ocean, du Ungehener —"

"Lauter!" rief die Senatorin Bensfeld sogleich.

Martha nahm alle Kräfte zusammen.

"Kateridee, — die die Arie singen zu lassen," dachte Alban Desowosky.

Häsenkamp hatte ihm gesagt, daß eine Kunst-Novize, keine Künstlerin, dies Konzert veranstalte. Aber etwas mehr Schule hatte er doch erwartet.

"Stimme ist hart und klein," dachte er weiter.

"Mein Gott," raunte unten die Senatorin ihrem Mann zu, "ich habe vergessen, Martha zu sagen, daß sie eine Spize in ihr Kleid nähen soll —"

"Das laßt Du nur," sagte er, "Martha's Hals und Schultern sind noch das Beste an ihr, sie ist, weiß Gott, keine Schönheit. Das bißchen beauté de diable, was sie im Moment hat, vergeht schnell genug. Auch auf dem Konzert-Podium mag das Publicum was hübsches sehen."

"Ach ihr Männer, — ihr seid jo —"

Alban Desowosky langweilte sich traurisch. Er gab es bald auf, zuzuhören, schloß die Augen und sehnte sich nach seinem Bett.

Martha sang weiter, immer weiter, hatte das Gefühl, so noch nie gesungen zu haben, und glaubte, daß das Fieber in ihren Adern auch ihren Gesang durchdringe. Eine große Freiheit kam über sie, im Bewußtsein von Macht. Hier stand sie und konnte alles heraus singen, was ihre Seele beklemmt.

Als sie ihre Arie und ihre acht Lieder gesungen hatte, zwischen jedem heißen auf ein Zeichen des Beifalls von Alban Desowosky wartend, stand er endlich auf. Es war selbstredend seine Pflicht, dem Fräulein etwas Verbindliches zu sagen.

"Ein schönes Talent, mein gnädiges Fräulein," begann er, "eine ungewöhnliche musikalische Sicherheit."

"Ja," sagte Martha, "ich kann jede Tonart sofort hören im Orchester, — das können nicht viele."

"Oft alte Kapellmeister nicht," bestätigte er verbindlich. "Sie wollen nach Berlin gehen, hat mir Herr Häsenkamp gesagt? Ein guter Entschluß."

"Ich muß noch viel lernen!" sagte sie.

"Sie werden es sicher. Auch ich gehe von hier nach Berlin und bleibe den Winter dort. Wenn Sie mich brauchen, — wir sind doch Kollegen. Verfügen Sie nur."

Martha war selig. Seine paar banalen Redensarten waren ihr eine Anerkennung ihres Talentes, ein Versprechen, ihr in Berlin Platz und Stütze zu sein. Und seine Augen, — sein Blick —

Es war, um schwindselig zu werden.

"Ich beneide Sie, Kind," flüsterte ihr Fräulein Deppermann zu. "Und er hat die ausdrucksstärksten Augen von der Welt."

Unterdessen hatte die Senatorin ihren Mann breitgeschlagen. Er willigte darein, daß Alban Desowosky, Fräulein Deppermann und Martha, nebst einigen ganz nahen Freunden heute Abend nach dem Konzert bei ihnen soupirn sollten. Natürlich konnte man Häsenkamp nicht umgehen.

Nur mit Mühe verbarg er ein befriedigtes Lächeln, als die Senatorin ihn dann einzuladen. Also war endlich die Brücke geschlagen zwischen ihm und dem Bensfeld'schen Kreis! Deutlich heute Abend merken zu lassen, daß er seine Wagner- und sonstigen Vorurtheile doch sehr abgelegt habe, dazu war Häsenkamp fest entschlossen.

Als Martha das "Weilchen" sang, welches Häsen-

kamp für ihre beste Leistung hielt, fragte er die Senatorin, wie sie mit dem Vortrag zufrieden sei.

Diese dachte gerade:

"Ich habe von vorgestern noch Gänseleberpastete und eine halbe farcire Ente, — wenn ich allerlei kalte, kleine Vorschriften gäbe und nachher ein Roastbeef — — " "Charmant, reizend," sagte sie zerstreut, und Häsenkamp, der hundertmal erklärt hatte, die Frau verstehe nichts von Musik, war glücklich.

Martha und Fräulein Deppermann, die auf einmal das Gefühl hatten, sehr befreundet mit einander zu sein, tanzten zusammen im Künstlerzimmer, als sie hörten, sie dürften heute Abend mit "ihm" noch in einem kleinen Kreis beisammen sein.

Dann ging Martha heim, mit dem strengen Befehl, sich noch mehrere Stunden hinzulegen. Auch empfahl ihr die Senatorin, bis zum Konzert keinen lauten Ton zu reden.

Dies gab dem Mittagessen zu Haus einen ganz tollen Charakter. Alle Meyer's waren überhaupt wie berauscht! Der Inspector hatte einen freien Nachmittag bekommen. Die ganze Familie fühlte sich als den Mittelpunkt der Stadt Hamburg. Es gab Sonntagsessen. Und wenn Martha mit Gebärden und Blicken andeutete, daß sie noch essen wollte, oder auf Fragen mit lebhafter, grotesk übertriebener Mimik stumm antwortete, wollten alle vor Lachen sterben. Martha selbst hätte am liebsten getanzt und gesungen.

Aber kaum lag sie im Bett, verwandelte sich ihr Zustand zum Kläglichen. Ihre Glieder zitterten vor Kälte, vor peinigender Nebelkeit konnte sie nicht den Kopf in liegender Stellung halten. Schwindel besielte sie bis zu Ohnmachtsgefühlen.

Sie wußte nicht, daß es Lampenfieber war, woran sie franzte.

Etwas besser ward ihr erst, als die Mutter sie ankleidete, aber sie blieb leichenbläß, was ihrem Gesicht mit dem sonst aufrischen Farben mehr Feinheit gab. Fräulein Deppermann und sie hatten sich für die Droschkenfahrt zusammen gethan, denn die Pianistin wohnte ebenfalls in St. Georg. Als die Eltern ihr Kind entließen, thaten sie es mit Thränen des Stolzes. Es war ein großer Augenblick. Sie fühlten mit einer gewissen naiven Demuth einen ungeheueren Abstand zwischen sich und ihrem genialen, berühmten, schönen Kinde. Denn mit diesen drei Eigenschaftsworten war für sie ihre Martha fest und für immer verbunden.

Sie hatten auch abgelehnt, auf dem ersten Platz zu sitzen. "Fünf Karten à vier Mark, das macht immer zwanzig Mark, die andere Leute bar zahlen, — nein, nein, laß uns fünf Plätze auf dem Dreimark-Platz kriegen, — fünf Mark sind immer fünf Mark," hatte der Inspector gesagt. Die Wohnung schlossen sie ab, kaum daß Martha abgefahren war, und zogen stolz, fünf wichtige Menschen, der Stadt zu.

Natürlich waren Martha und Fräulein Deppermann viel zu früh zur Stelle. Im Künstlerzimmer brütete starke Kälte, aber trotzdem froh auch Fräulein Deppermann. Mit ihrer langen Schleppe rauschte sie im Zimmer hin und her, sich nervös die Hände reibend. Sehr oft trat sie auch an den Spiegel und strich sich ihre überaus glatten Haare noch glatter. Das olivgrüne Plüschtuch war am Halse ganz geschlossen, hatte aber sehr kurze Ärmel, weil lange sie beim Spiel genirt hätten. Dadurch sah sie nun wirklich wie eine Waschfrau aus; überdies waren ihre Arme merkwürdig rot.

Als sich die Thür aufschloß, fuhren beide Damen erschrocken zusammen.

Alban Desowosky trat auf die Schwelle.

"Schön wie ein Dämon," dachte Fräulein Deppermann erstaunt.

Martha dachte eigentlich nichts. Ihr Herz kloppte und die Lippen waren ihr trocken.

Desowosky aber machte Augen. Ja, war denn diese schlanke, volle Gestalt im schimmernden Seidenkleid die "Kammerjungfer" von heute Morgen? Was für herrliche Schultern! Auch das Gesicht sah jetzt pikant aus, — die Augen dunkler, die Farben edler. Er führte Martha die Hand und sah ihr dreist in die Augen. Und da er ein fluger Mann war, that er dasselbe bei Fräulein Deppermann, allerdings mit etwas parodistischer Lebhaftreibung.

Häsenkamp huschte herein. Nur für einen Moment, beteuerte er, denn Alban Desowosky, als er heute Morgen die Situation übersah, hatte sich "einen Congress von Tanten, Besitzerinnen und Mäzenen im Künstlerzimmer" verbeten, — es mache ihn nervös, er wolle während des Konzertes nur mit den Mitwirkenden zusammen sein.

Aber Häsenkamp mußte doch seiner Schülerin noch rasch Mut zusprechen.

"Das gnädige Fräulein braucht keine Angst zu

haben," sagte Desowosky beverbundend, "wenn die Leute so viel brillanten Jugend-Charme auf dem Podium sehen, lächeln sie unter allen Umständen."

Und dann blieben sie allein, schweigend und erwartend. Alban sah nach der Uhr, horchte an der Thür und sagte endlich: "Bitte".

Er eröffnete das Konzert. Martha hörte den brausenden Beifallssturm, der ihn empfing, und dann gedämpft sein Spiel und die Klavier töne der Begleitung. Sie beneidete Fräulein Deppermann, mit ihm draußen sein zu dürfen. Und dann am Schluss wieder jenes merkwürdige Geräusch, dem gar kein anderes vergleichbar ist, von hundert und aber hundert zusammenschlagenden Händen. Strahlend lehrte Fräulein Deppermann zurück. Auch Desowosky's Augen strahlten.

"Brav begleitet, Fräulein Deppermann," sagte er und tätschelte ihr die Wangen, was sie sich, zu Martha's unsäglichem Erstaunen, mit wohligen Lächeln gefallen ließ.

Aber noch mehr erstaunte Martha über sich selbst. Jede Angst war verweht. Ihr kam es vor, als sei dies ihr natürlicher Zustand, so in glänzender Toilette hinauszutreten und den Leuten etwas vorzuzeigen.

Ihre hundertmal eingeübte Verbeugung gelang ihr sehr gut. Der Applaus, der auch sie empfing, machte sie gar nicht verlegen. Mit der vollkommenen Unbesangenheit, wie sie nur der Mangel an jeglicher Selbstkritik haben kann, setzte sie zu ihrer Arie ein und arbeitete sich tapfer durch. Der Beifall am Schluss war nur dünn, aber das hörte sie nicht.

"Ich habe an der Thürpalte gestanden," sagte Desowosky.

"Nun, — wie sang ich?" fragte sie.

"Ich habe nur gesehen, — nicht gehört," sprach er mit einem besonderen Ausdruck.

Auf und ab ging das Konzert zwischen Geige und Gesang. In der Mitte des Programms hatte man Fräulein Deppermann den Vortrag einer Sonate eingeräumt, denn einmal wollte und mußte sie auch zu Wort kommen.

Martha stellte sich an der Thürpalte auf, um zu horchen. Aber Alban zog sie fort.

"Kommen Sie." Er führte sie zum Sophie. "Hoffentlich hört die Sonate vor zwanzig Minuten nicht auf. Grace au Dieu, daß wir das alte Gestell ein paar Augenblicke los sind."

Martha zitterte. Er legte den Arm um ihre Taille.

"Ich muß Ihnen doch sagen, daß ich Sie heute Morgen gar nicht gesehen habe. Waren Sie das wirklich selbst?" flüsterte er.

Ihr war sehr bang'. Aber über die drollige Frage mußte sie doch lachen.

"Werden Sie mich es gleich wissen lassen, wenn Sie in Berlin sind?" fragte er weiter, ihr immer näher mit seinem Angesicht kommend und leise flüsternd.

Sie nickte und wagte mit scheuem Blick in die dunkeln, lädernden Augen zu sehen.

Plötzlich zog er sie fest an sich und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen.

Vergehend vor Glück, fast ohnmächtig, von unbekannten Gefühlen bestürmt, ließ Martha sich küssen. "Oh mein Gott, — —" flüsterte sie.

"Also in Berlin!" sagte er, "es ist abgemacht. Und jetzt flug sein. Gleich kommt das Fräulein wieder, — la cuisinière en peluche, — paß auf, süßes Kind, wie ich mit der noch umspringe, heute Abend, paß auf!"

Er stand auf, ging drei Schritte hin und her, sah lächelnd auf die fassungslose Martha nieder, trat wieder zu ihr, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und flüsterte:

"Gefall' ich Dir ein bißchen?"

Sie schloß die Augen. Ein Lächeln funkelnden Glücks ging über ihr Gesicht. Er verstand es wohl.

"Na also!" sagte er übermütig.

Mit rotem, befriedigten Gesicht kam Fräulein Deppermann wieder. Alban Desowosky überhäufte sie mit Komplimenten, er habe an der Thür gestanden und keinen Ton verloren. Er drückte ihr sehr bedeutungsvoll die Hand.

Martha sammelte sich unterdessen. Sie atmete tief auf, sah sich um, lächelte und stand auf, sich unwillkürlich reckend, wie jemand, der aus einem Schlafe erwacht.

Daß sie nicht gestorben war vor Glück! Daß dies alles, alles Wirklichkeit war!

Er, der Hohe, Einzige, er ließ sich zu ihr herab, er liebte sie! Das Wunder war geschehen. Ach, Liebe kommt also wie der Blitz, — gerade so, wie Martha es manchmal gelesen hatte. —

Ein neues Leben begann. Sie war erst ein ganzer Mensch von diesem seligen Augenblick an. Während des ganzen letzten Jahres war ihr immer gewesen, wie Einer, die mit beschwingten Füßen bergan schreitet, — empor, empor! Nun stand sie oben. Das Ziel war erreicht. Die Kunst und seine Liebe!

Wie eine Siegerin trat sie wieder hinaus. Alle Lehren Hosenkamp's waren vergessen. Die ursprünglichsten und größten Gefühle des Weibes dehnten ihr stolz die Brust. Sie stand da und sang, nicht als Eine, die was von der Kunst weiß und will, sondern als Eine, die einfach und natürlich ihr erstes, elementares Glück herausjubeln darf.

Und so, mit dem Klang der Natur und der Wahrheit überraschte Martha die Hörer und bezauberte sie.

Diese Stunde gab ihr einen Glanz und eine Weise, deren sie sich selbst nicht bewußt war.

Der Beifall war brausend. Wie ein frohes Raunen ging es durch den Saal: „Doch ein Talent!“ Und alle waren stolz auf das Hamburger Kind.

Traum und Rausch waren für Martha die zehn Minuten nach Schluss des Konzertes. Küsse, Glückwünsche, Thränen, — ihre Eltern, die Schulfreundinnen, Fräulein Schirmacher, — alles stürmte auf sie ein. Selbst die Senatorin Bensfeld hatte nasse Augen und fühlte sich als Schöpferin dieser Stunde. Martha fand sich erst wieder, als sie mit Fräulein Deppermann und Alban Desowsky in der Droschke saß, um Bensfeld's Einladung zu folgen.

An dem Wagenfenster zog wie unruhige Wandeldecoration die abendlische Straße vorüber, bald im Halbdunkel, bald vom weißen Licht überstrahlt, und schwarze Menschen-Silhouetten drängten sich auf den Bürgersteigen.

Martha und Fräulein Deppermann saßen in Fond, ihnen gegenüber Alban, lustig wie ein Schlingel, der der Aufsicht entronnen ist.

„Kinder,“ sagte er, sich vorbeugend und die Linie der Fräulein Deppermann mit Martha's Rechten zugleich warm in seine Hände nehmend, „wie bin ich immer vergnügt, wenn so ein Konzert vorbei ist und gut ausfiel. Gestisch haben die Hamburger, — avec frénésie, — ils sont très gentils —“

„Ah ja, es war sehr schön,“ seufzte Fräulein Deppermann.

Alban singt an, sich über die Menschen lustig zu machen, die er nach Schluss des Konzertes im Künstlerzimmer gesehen. Die beiden Damen kamen nicht aus dem Lachen. Sein Deutsch, das er ganz richtig, aber doch etwas mühsam und nach den Ausdrücken suchend, sprach, gab auch seinen unbedeutendsten Bemerkungen noch Reiz.

„Ich muß eine Tollheit machen, — il me faut quelque chose très extraordinaire,“ rief er, „Kinder, ich muß Euch einen Kuß geben. Wir sind doch Bruder und Schwestern in Apollo.“

Und er nahm erst Fräulein Deppermann beim Kopf und küßte sie und dann Martha.

Sie fühlte wohl, er nahm Fräulein Deppermann in den Kaufl. Mit geschlossenen Augen saß sie, selig und zitternd.

Die Deppermann lachte und schlug scherhaft nach ihm und sagte, ein solches Betragen sei in Hamburg nicht Sitte, und wenn er nachher bei Bensfeld's auch so sein wolle —

Er versprach, sich wie ein eimbalsamirter ägyptischer König zu halten.

So kamen sie in übermuthigen Scherzen und doch in einer seltsam bangen, schwülen Stimmung bei Bensfeld's an.

Richtig war Alban Desowsky hier ein ganz anderer. Hier war er so, wie Martha ihn sich gebadet hatte, nach seiner Erscheinung auf dem Podium: sein Lächeln schien von Schwermuth überschleiert; seine Bewegungen ernst, vornehm, gemessen; seine Sprache würdig und höflich.

Bei Tische saß Martha an seiner Linken, und während er verbindlich mit der Hausfrau an seiner Rechten plauderte, fühlte sie, daß seine Hand leise die ihre berührte, und sie verging vor Angst über so viel Kühnheit.

Es kam auch die Rede auf Martha's Namen. Alle waren der Meinung, daß sie als Konzertsängerin den Namen Meyer ablegen müsse, und eine wahre Jagd nach einem wohltauderen begann.

„Es wäre am richtigen,“ sagte der Senator, „Martha nähme den Namen ihrer Mutter an.“

„Wie hieß denn die?“ fragte jemand.

„Meine Mama ist eine geborene Lambert,“ sagte Martha.

„Ah, — ja!“ rief die Senatorin, „natürlich, sie ist doch 'ne Tochter vom früheren Friseur Lambert auf 'n Gänsemarkt, den sie den Schmalztenor nannten.“

Martha wurde rot und schämte sich ihrer Familie. Der Senator warf seiner Frau einen mißbilligenden Blick zu. Um die kleine, peinliche Sache zu vertuschen, erhob er sein Glas und sagte:

„Also auf unsere zukünftige Berühmtheit, — Martha Lambert! Möge sie ihren braven Eltern, uns, die wir

sie beschützt haben, und ihrer Vaterstadt noch viel Ehre machen!“

Martha war zu Thränen ergrissen, stand auf und fügte der Senatorin und dem Senator dankbar die Hand. Fräulein Deppermann und Hosenkamp wischten sich die Augen.

Es war zwei Uhr, als Martha und Fräulein Deppermann endlich durch die still gewordenen Straßen nach St. Georg zu fuhren.

Die Deppermann seufzte laut.

„Das war der schönste Abend meines Lebens,“ sagte sie mit Entschiedenheit.

Martha schwieg. Sie fürchtete, wenn sie spräche, würde ihr erstes Wort der Jubelschrei sein: er liebt mich, ich liebe ihn.

„Marthchen,“ begann Fräulein Deppermann wieder, „etwas müssen wir uns zuschwören, — beiderseits! Nicht wahr? Wie kommt ein Ton davon über unsere Lippen, daß Desowsky uns geliebt hat und überhaupt so'n bißchen übermuthig war!“

In Thränen ausbrechend, fiel Martha dem alten Mädchen in die Arme. Auch sie fing an zu weinen. Es war zu viel für sie gewesen, diesen Abend, und außerdem hatte sie drei Gläser Bowle getrunken, während zwei ihr „Maß“ waren.

„Ah, Martha,“ schluchzte sie, „was hat man so von seinem Dasein! Immer schuften und schuften, und immer der Meinung anderer Leute sein! Ich beneide Sie. Sie kommen nun in die große Welt. Ich hab' mein Leben in Hamburg vertraut. Hier darf man ja nicht pier sagen, ohne daß es bestritten wird. Herr — Gott!! wenn sie das wüssten, — wie wir vorhin in der Droschke lustig waren!! Und was ist schließlich dabei? Desowsky hat ja recht: wir sind Geschwister in Apollo. Die anderen Menschen sind Philister, die dürfen es nicht wissen, daß man sich mal auch als freie Künstlerin gefühlt hat. Nicht wahr, Martha: ewiges, unverbrüchliches Schweigen?“

„Ja,“ schwor Martha und preßte sich heftig an Fräulein Deppermann.

„Ah, es war zu schön,“ seufzte diese noch einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.

Von Alex. Braun.

Mit Original-Illustrationen von C. Bachach-Barée.

Ein Blick hinter die Couetten.

(Schluß.)

Bährend wir, hin- und hergeschoben von den Arbeitern, die in eifiger, flinker Erfüllung ihrer verantwortungsvollen Aufgabe keine Zeit für den müßigen Zuschauer haben, zwischen auf- und niederschwebenden riesigen Hintergrund-Decorationen, den verschiedenartigsten Verjaßstudien und dem funterbunten Kram der Requisition uns zum erstenmal der Keuschheit unserer glänzenden Bühneneindrücke gegenübersehen, können wir uns einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren. Naß und taftmäßig gelangen die halblauten, kurzen Befehlswoorte des Maschinen-Directors zur Ausführung, und nicht minder prompt und unabdingt gehorchen die Darsteller, ja — unglaublich, aber wahr! — auch die weiblichen, dem Willen des Regisseurs oder Inspectoren. Das klapp't alles so pünktlich und genau, als funktionierte hier nicht das vielhundertjährige Getriebe von Menschen aller Lebensstellungen und Bildungsgrade, sondern der mathematisch berechnete Mechanismus einer Maschine. Wo stehen die schmucken Officiere, die schnurrebartwirbelnd loseten kleinen Liebhaberinnen den Hof machen, oder die angejahrten Cavaliere, die in dem Bouquet hinter dem Rücken eine liebevorbende Brillantbroche für die angebetete Ballettschöne bergen? Keine der stehenden galanten Couetten-Figuren der Romanliteratur ist zu gewahren. Die Disciplin hat die Romantik verschlucht, und des Dienstes wohlgeriegelte Uhr läßt nicht eine Sekunde übrig für zärtliche Tändeleien. Treibt Amor, der unabsehbare Zugringling, dennoch sich hinter den Couetten umher, so muß er es verstohlen thun. Freilich nicht nur der gesügelte Schalk schlingt gelegentlich da hinten unvermerkt seine Liebesbande von Herz zu Herz, auch Hof und Reid, alle freundlichen und feindlichen, erhabenen und kleinlichen Regelungen schwirren in fortwährendem Widerhall durcheinander in dem Kaleidoskop, das im Innern eines jeden Theaterwezens sich aufzubaut. Vielleicht siehe z. B. aus den vereinzelten psychologischen Momenten, die in dem Lächeln der Primadonna, dem Nicken des Regisseurs, dem Stirnrunzeln des Tenors, dem Achselzucken des Souffleurs, dem Knig des Soubrettes, ja im Kopfschütteln des Arbeiters flüchtig auftauchen, sich eine recht picante Geschichte zusammenreimen; aber das unbesangene Auge summert sich nicht um solch kleine, rasch wieder in der Tarnkappe der Convenienz verschwindende Kennzeichen.

Was da hinter den Couetten wie ein Fluidum in der Luft liegt, spinnt sich fort durchs ganze Haus, wie Sommerfliegen flatternd und ungreifbar. Nur in seiner loboldgleich nekender Gaulelei nicht immer ganz so harmlos. S' sind in allen Theatern der Welt jeho Wichte, die kleinen Haustoff-

lein, die von der Garderothe ins Regie-Zimmer, vom Hoyer zur Intendantz huschen und hin- und herlaufen. Zu packen vermag die Argen keine noch so starke Faust, aber, wo man ihnen die Erben eines ehrlichen Vertrauens und guten Willens zwischen die Füße wirft, können sie sich nicht halten. Der Erbauer des Münchener Hoftheaters bat Ihnen überdies das Steigensteigen sauer genug gemacht. Die unzähligen schmalen Steinstufern zu den Bureau Tag für Tag hinaufzuhilfem, kommt einer vertel'schen Terrain-Karte gleich, und möglich, daß es diesem günstigen Umstand zu danken ist, wenn wir einzelne unserer Liebhaber und Heldenjäger beinahe ins Greisenalter hinüberretten.

Hier hätte unser Weg zwar in den Ballettsaal abzulenken, aber die Ideen-Association ist für die Damen, von denen manche allerdings schon im Dienste Terpsichores ergraut sind, nicht schmeichelhaft. Auch giebt es Interessanteres im Hause. Wandern wir lieber durch den engen Corridor zum Zimmer des Intendanten, den die Münchener Hofbühne als Charakterspieler, Regisseur, Director und Intendanten mit Stolz seit mehr als dreißig Jahren zu den ibigen zählt. Ohne anzulopfen, betreten wir den nur mit den allernötigsten und einfachsten Möbeln eingerichteten Warteraum. Auf dem verschossenen, grünen Sophie sitzen bereits ein paar rivalisirende Primadonnen in freundlichster Zwischsprach, am Fenster plaudert ein junger Regisseur, angelegenlicher als das Buch in seiner Hand es vorschreibt, mit einem niedlichen „Blondchen“, ein Capellmeister trommelt nervös auf den Tisch, an dem neben ihm der Bondibant die Zeitung studirt. Ungeduldig sieht ein Vorarbeiter, der einen Karton Muster unter dem Arm hält, auf die Uhr, und ängstlich drückt eine barhäuptige Frau aus der Vorstadt, mit einer glänzend neuen, schwarzen Schürze über dem fadencheinigen Kleid, sich an die Wand, während sie dann und wann dem bildschönen, etwa sechsjährigen Mädchen an ihrer Seite mit einem Trostwort den schwarzen Lederkopf zurechtschlägt. Wenn man die Kleine nur zum Ballet brauchen könnte! Die paar Zehnerlin in der Woche hätten der knappen Haushaltungskasse gar so viel guat, und „Cenzler“ ist ja schön war a Engerl, sag'n alle Leut'. Mit gleich dänger Erwartung harrt ein Herr mit einem ausdrucksvoollen, von langem Bart und Haupthaar umrahmten Kopf. Er blättert in einer dicken, schon etwas abgegriffenen Partitur, und unwillkürlich bewegen sich die Lippen, indem in den sinnenden Augen ein warmer Glanz aufleuchtet. Veraltet soll seine Oper sein, nicht musi-dramatisch genug. — Das kann, das will er nicht verstehen, obwohl fast alle Bühnen Deutschlands in höflich geschriebenen Briefen und säuberlich gedruckten Formularen es ihm wiedergehalten. Er hat eine weite Reise, die ihm schwer genug auf die Börse gefallen, gemacht, um heute, hier noch einmal persönlich sein Glück zu versuchen. Wer den Intendanten, den es zu überzeugen gilt, nur so lange aufhält? Da drüben steht noch einer mit einem ähnlichen Anliegen, ein Dramatiker, dessen fahle Stirne vergebens auf den Vorber der Erfolges hofft, und der sein neuestes historisches Trauerspiel, ein mächtiges Manuskript, unruhig zwischen den seinsingrigen, aber gleich der ganzen Erscheinung wenige gepflegten Händen hin- und herdrückt. Wie sicher ist dagegen die schlanke, mit elegantem, etwas bewußtem Chic gekleidete Dame ihrer Sache, eine noch ziemlich jugendliche und leidlich hübsche Schwester in Apollo, die nach kurzem Hin- und Hertrippeln dem Diener „zu sofortiger Annmeldung“ ihren Namen nennt, laut genug, daß die Umstehenden, denen die Nellame, seitdem ihr Effectstück aufgeführt, diesen Namen oft genug in die Ohren gerufen, ihn hören. Über der Raum mit den silbernen Königskronen auf den Roccaufschlägen hat in der Welle des Tages schon so viele „Berühmtheiten“ auf- und niedertauchen sehen, daß ihn auch diese moderne Größe nicht verblüfft. „Nach der Nell“, gnä Frau,“ erwidert er gleichmütig. Die Probe hält den Intendanten, der ihr unermüdlich anwohnt und seine Augen überall hat, ferne. Endlich erscheint er, im Grüßen mit raschen Blick die Wartenden überfliegend. Die schüchterne Frau mit dem Kinde redet er zuerst an. „Sie haben Eile, müssen wieder in Ihre Arbeit, und das Kind soll als Elein treten? Bringen Sie es zur Frau Balletmeisterin.“ Die Mutter knickt und geht hochaufschauend, daß ihr die so gefürchtete Bitte erspart und doch ihr Herzenschwund verwirkt worden. „Dös Glück“, murmelt sie und beugt sich zu dem lieblichen Kinde nieder, es zu küssen. Ein Glück, — der erste Schritt zum Ballet. — Ob sie das danterfüllte Wort wohl wiederholt, wenn die reizende Kleine ein Jahrzehnt lang fortgetanzt auf den schwanken, schiefen Brettern, denen sie heute sie so hoffnungsfroh zuführt. Folgen wir ihr, da uns die Neugierde ja ohnedies den Ballettsaal zum Ziel gestellt.

„Ballet!“ Das bloße Wort ist von einem gewissen romanhaften Nimbus verklärt. Da gerathen wir nun endlich doch auf die Spur pridelder Couetten-Abenteuer. Im Ballettsaal wird es nicht an lauschten Wintelchen fehlen, wo galante Ritter in Uniform und Civil der Annuth huldigen. Inmitten des weiten, sonnenhellen Saales thronen die zierlichen Geen auf einer langen Bank, von deren Purpuramt sich die bauschigen, weichen Gaze-Röckchen mit den wie Blumenkronen aufragenden, gracijosen Tailles und loseten Köpfchen gar reizend abheben. Andere, nicht minder lieblich, drehen und schwingen, beugen und neigen die schmiegsamen Glieder im geschmeidigen Tanze. Aber seinem entzückten Verehrer zu Danke schlingen sie den Reigen. Der graubärtige Mann am Klavier spielt, achtlos für ihren Liebsten, griesgrämig seine Noten ab, fünf, sechsmal dieselben Takte, bis die Frau Balletmeisterin, deren prüfendes Auge jeder Regung des Tanzes folgt, sich zufrieden erläutert. Flora Jungmann ist stets mit Leib und Seele bei der Sache und läßt, selbst eine äußerst gewandte Tänzerin und eine Choreographin von anerkennenswerthem Geschmack und Geschick, keine noch so kleine Unzulänglichkeit hingehen. Sie ist um so eifriger bestrebt, mit ihren und ihres Balletts Leistungen Ehre einzulegen, als denselben am Münchener Hoftheater ohnedies der Spielraum knapp zugemessen ist. Geübt aber wird, um das Corps im eigentlichen Sinne „mobil“ zu erhalten, Tag für Tag, wenn auch oft der alte Ballettsaal statt der glänzenden Bühnenpracht der einzige Schauspielplatz, irgendein zufällig geschäftlich anwesender „grantiert“ (mürrischer) Hausbeamter außer dem Onkel Pianisten der einzige Zuschauer der aufgebotenen Tanzkunst ist. Also auch hier, wo soviel lebens- und genussfreudige Jugend mit siegesgewisser Schönheit und Annuth vereint ist, keine Spur der erhofften Couetten-Romanität? Bewahre! Darf doch kein männ-

licher Fuß unbefugt dem den Grazien allein geweihten Boden nähern, das heißt, den Ballettsaal betreten, wo sie wie Rekruten gedrillt werden. Einem Exerciesfeld gleicht denn auch wirklich der müchterne Raum mit den sahlen, gelbgestrichenen Wänden, deren spärlicher Schmuck etliche verbliebene Photographien einstiger Ballettgrößen sind, unter ihnen Lucile Grahn-Young, die gefeierte Vorsahrin der jüngsten Ballettmeisterin. Doch genau beobachtet, bildet das längs der Mauer hinlaufende Holzgeläuf eine Reihe verborgener, wandschränkähnlicher Nischen. Was steht darin? In der gespannten Erwartung, etwa ein Seitenstück des in Liebesnot versickerten Studenten von Salamanca zu entdecken, klauten wir die nächste Thür auf. Vier bis fünf hölzerne, je mit einem plumpen Vorhangschloß versehene, gleichfalls gelb gestrichene Kästen und darüber

Don Ottavio schlängt vermutlich in der Garderobe noch rasch ein rohes Ei hinunter. Auch im Souffleur-Kasten schweigt es, während Don Juan oben den tödlichen Streich probt, und nur das Orchester läßt gebüldig die von den grünbeschatteten Lampen erleuchteten Noten widerklingen. Die Feuerwache, deren Messinghelm aus dem Halbdunkel der nächtlichen Scene hervorblinkt, schaut mit einer anderen Aufmerksamkeit nur selten vergönnt. Theilnahme zu, wie der Bariton den Degen führt. Gwar sucht er für den Geschmack des biederem Löschmannes zu viel, aber immerhin macht ihm „dō G'schicht an Spaz“; während die „ewige Busselei“ der Liebesscenen ihm längst „z' sad worn' is“. In der durch allzuteile Einsicht in die Geheimnisse der Coussinen erzeugten Plausibilität ist er aber, wie das gehämmerte Bühnenvolk zu einer gewissen Urtheils-

widlung bedeuten die „Shakespeare-Bühne“ und die „Drehbühne“, beide bahnbrechende Erfindungen des königlich-bayerischen Maschinen-Direktors Carl Lautenschläger. Die Münchener Hofbühne hat das Verdienst, beide zuerst eingerichtet und praktisch erprobt zu haben. Die aus Sparmaßnahmen rücksichtigen zur Vereinfachung des scenischen Apparates von Lautenschläger im Jahre 1889 auf eine literarische Anregung von Rudolph Genée hin construirte Bühne ermöglicht einen wesentlich beschleunigten Scenenwechsel, sie ist nach Shakespeare genannt, da sie für dessen verwandlungreiche Stücke sich besonders bewährt hat. Der je nach Bedarf architektonische oder landschaftliche Hintergrund steht einem breiten Rahmen vergleichbar fest. Mehrere Stufen führen zu dem Mittelgrunde empor, auf dem, durch einen neutralen Vor-



Bühnenprobe. Original-Zeichnung von G. Bachrach-Baré.

ein großer Bettel mit dem Befehl: „Die Letzte hat den Schlüssel abzuziehen!“ — weiter ist nichts zu sehen. In diesen Räumen aber steht kein „Schaf“, nur Ballerinas und die Tänzerinnen der kleinen Tänzerinnen. Auch die Leiter zu den „oberirdischen“ Garderoben führt weder zu einem altägyptisch schäferhaften, noch modern rüpelhaften Abenteuer. Wir können uns das Hinanekommen ersparen und uns verabschieden. Noch einen letzten Blick auf den in die Ecke gerückten hohen, unverhältnismäßig eleganten Ankleidespiegel, eine sogenannte „Psyche“, die den zierlichen Liebreiz der Bewegungen einer schmetterlingsgleich vor ihr auf- und abhängenden Tänzerin widertrahlt.

Je mehr wir sehen, desto mehr begehrn wir zu schauen. Einer Bühnenprobe beizuwohnen, erscheint vor allem interessant. Nicht einer Generalprobe, die vor einem Parterre von Kritikern und Logen voll der vornehmsten geladenen Gäste das Endergebnis der monatlangen Mühen der Regie und des Personals in absoluter Totalität, noch überhaupt von äußeren Einflüssen darstellt und, indem sie gewissermaßen den Rahmen der Première abschöpf, Vollkommeneres als diese selbst bietet. Nein, im Verden wollen wir die Scen-Effekte beobachten. Sie granulieren aus unwesentlichen Einzelheiten zu einem harmonisch ineinandergegliederten Ganzen. Dem ungeübten Auge lassen die ersten, im Alltagskleide abgehaltenen Proben kaum die beabsichtigte Wirkung ahnen. Der Herr im bequemen Sackanzug, der z. B. hier bei offener Scene, rabiat wie ein Pariser Journalist, mit der blanken Klinge umspringt, ist kein Geringerer als Don Juan, im Begriffe, den Comthur zu ermorden. Nichts verrät die Würde des greisen Commandadoren, der nach Rossart's feinsinniger Neuerstudierung mit dem brennenden Leuchter, im Nachgewande dem Wütenden entgegentreten wird. Deutlicher schon ist das Gebaren der entfiecht nachdrängenden Dienerschaft, doch auch diesen widerren Leuten giebt der bescheidene, halb und halb phallos Kleinstadtler-Anzug einen Stich ins Tragikomische. Donna Anna, während der mehrmaligen Wiederholung des Freitanzes außer Aktion, steht in einfach dunkler Straßen-Tollete mit ruhig gefalteten Händen da, statt des wallenden, weißen Schleiers ein graues Herrenfilzhütchen auf dem Kopf. Donna Elvira hat auf einem Stuhl hinter der Coussine Platz genommen, und

sicherheit gelangt, die durch Erfahrung gezeigt, von keinerlei Rücksichten und Hintergedanken angekränkt, oft als Präjudiz für Neuheiten Recht behält. Eine Erscheinung, die hinter den Coussinen nicht „verkängt“, wird schwerlich das Publicum fortzutreiben.

Eine Hauptstärke der Münchener Hofbühne liegt in der Mise en scène. Die Kostüme und alle Einrichtungsgegenstände sind wie die einzelnen Qualitäten eines Bildes nach Farbe, Stoff und Form sorgfältig gegeneinander abgewogen und malerisch zusammengefügt. Unter allen Umständen und um den Preis aller Mühen und größter Summen heißt die Lösung „echt!“. Das Kostüm, als ein Träger des Zeit-Colorits, beruht auf den gewissenhaftesten archäologischen Studien, seit Franz von Seitz mit seinem funktionsgeschulten Geschmack 1855, bei der Dingelstedt'schen Neueinstudierung des „Macbeth“, eine weit über die bayerische Hofbühne hinausgreifende Reform geschaffen, an deren Tradition Rossart's Neubebungen der Mozart-Opern, wie seine sämtlichen historischen Einstudirungen weiterbildend festhalten. Professor Flüggen, der gegenwärtige Costümier des Hoftheaters, besitzt nicht nur in seinem eigenen, sorgfältig gehämmerten und geordneten Trachten-Museum reiche Hülfssquellen, sondern zieht auch alles wissenschaftliche Material gründlich heran. Das durch und durch stil- und zeitgemäße Kostüm und Mobiliar verleiht manchem Stück ein künstlerisches Interesse, welches das literarische übertagt. So erhält z. B. „Madame Sans Gêne“, deren unerschöpfliche Zugkraft auf Rossart's geschichtsgereuen, frappant getroffenen Charakterbilde des großen Napoleon beruht, auch durch die Ausstattung den Werth einer künstlerischen Zeitstudie. Während wir bei der Kostüm-Probe von „Madame Sans Gêne“ in die Coussinen spähen, bemerken wir die schneidige Frau Marcellin, ihres Stichwortes gewäßrig. Unweit von ihr steht der brave Leibdvore, der es selbst hinter dem Rücken seiner eifersüchtigen Ehehälften nicht wagt, einen Blick auf die Ballerinas zu werfen, die, schon in Bereitschaft für die folgende Probe, an ihm vorbeitänzeln. Unter der zur Intendanten-Loge führenden Thüre erscheint Graf Neipperg im Gespräch mit dem Requisitenmeister, und im Hintergrund ist der Regisseur mit seinem Buche beschäftigt.

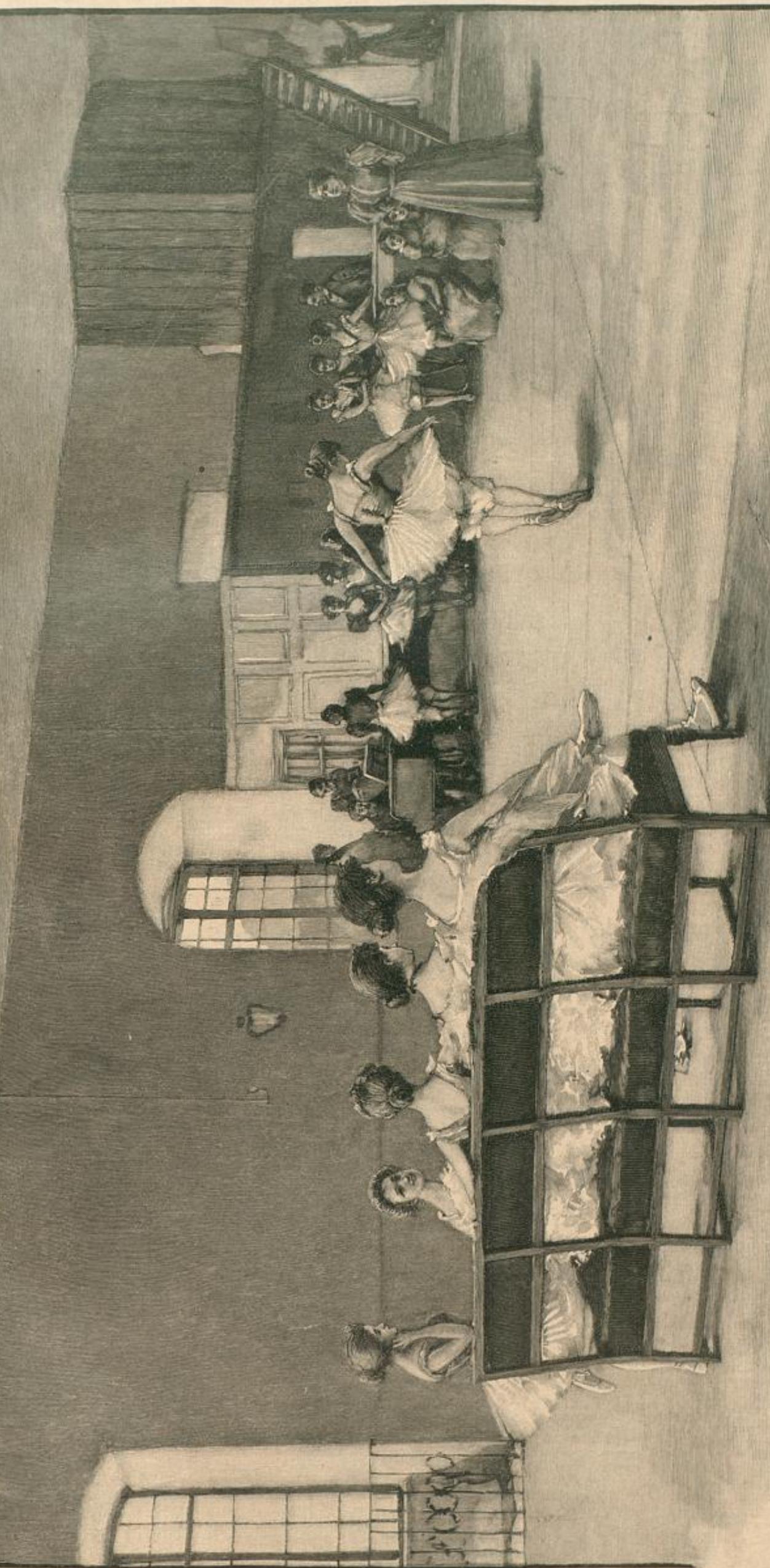
Wichtige Etappen auf dem Wege moderner scenischer Ent-

hang abgeschlossen, die Verwandlung sich vollzieht, während die handelnden Personen in den Vorgrund herabsteigen. Hier spinnt sich, die Aufmerksamkeit des Publicums fejelnd, der Faden der Geschehnisse fort, bis, kaum bemerkt, der Vorhang sich heilt, und oben die Personen in die nächste Scene treten. So kann das ganze Stück ohne Störung der Phantasie in einem Zuge sich abrollen, und unbeirrt von den vielen, sonst technisch bedingten sinnwidrigen Abschnitten, bleiben nur die dramaturgisch gebotenen der Aktionen geltend. So nützlich sich die als ein Fortschritt von großem Belang anguerkennende Shakespeare-Bühne erwiesen hat, ist sie mit ihren an eine starre Schablone gebundenen Raumverhältnissen doch nur ein Nothbehelf für die nach vollkommener Überwindung der zeitlichen und örtlichen Gegensätze trachtenden Bühnentechnik Lautenschlägers.

Was Lautenschläger über die Scene der alten Japaner gelesen und in England bei Privat-Vorstellungen gelehrt hatte, bastete als wurzelähnige Keime in seinem erfinderschen Geiste und reiste in völlig selbständiger Ausgestaltung zu einem neuen Bühnen-Mechanismus, der von einer zur Zeit noch unberechenbaren Tragweite für den gesamten scenischen Betrieb ist. Intendant von Rossart erkannte unverweilt die Vorzüge des Systems und ließ es für die Neu-Inscenirung des „Don Giovanni“ ins Werk setzen. Am 29. Mai 1895 erstaunten die Münchener über die Wunder der zum ersten Mal im königlichen Residenz-Theater in Thätigkeit tretenden Lautenschläger'sche Drehbühne. Innerhalb der vorgeschriebenen zwei Aufzüge widelten sich die zehn Bilder der Oper in unmittelbarer prächtiger Folge ab. Flüchtig, für etwa 8 bis 15 Secunden, zieht ein die Scene in Dämmer hüllender Schatten über die Bühne, — und wo eben der Garten des Gouverneur gestanden, öffnet sich eine pittoreske Straße von Sevilla, in der Donna Elvira aus der Sänfte steigt. Eine Drehung der den ganzen Bühnenraum deckenden Scheibe mittels des Elektromotors hat genügt, die bereits vor Stunden hergerichtete und im gegebenen Moment durch das Personal beliebte neue Scenarie vor die Augen des Publicums zu bringen.

Zugleich können drei und vier verschiedene Scenen in Belebtheit gestellt werden, die bald die ganze Tiefe der Bühne,

Im Ballettsaal. Original-Zeichnung von G. Barat. Barat.



wie der Festsaal, bald nur einen kleinen Winkel, wie das Gemach Donna Ana's, stets aber in malerischer Überschneidung und Verkürzung, statt im früheren schachtförmigen Quadrat einnehmen. Die Vortheile der Drehbühne sind einleuchtend, ihre Wirkung so überragend, daß allmählich alle neuinstudirten Mozart-Opern in ihren Kreis traten. Nirgends ist ein Blick hinter die Couissen so unterhaltend und lehrreich, wie auf der Drehbühne, wo wir dich neben dem fertigen Bühnenbild das werdennde Arrangement sehen. Unsere Illustration in Heft 2 hat das schallhaft lose, lange verlaunte komische Singspiel Mozart's, „Cosi fan tutte“, das in München nun zur erfolgsträchtigen Wiedergeburt gelangte, als Vorwurf. Links im blühenden Garten, mit dem herrlichen Ausblick auf das napolitanische Meer, gelobt Fioriligt dem ins Feld ziehenden Bräutigam Guglielmo unverbrüchliche Treue bis zum Tod, und rechts sehen wir die Arbeiter geschäftig, unter Lautenschläger's Leitung das in üppigem Rococo prangende Boudoir der Damen einzurichten, das bald darauf der Schauplatz ihrer neuen Liebesbündnisse sein wird.

Bravo, brav, ausgezeichnet.

Welcher Reichtum, wie geschmacvoll,

singt angestrahlt der Prachträume der alte Kenner Don Alfonso.

Wir stimmen ihm wohl bei, indem wir unsere Streifzüge hinter die Couissen des königlich-bayerischen Hof- und National-Theaters auf der neuen Drehbühne des alten Opernhauses beschließen, in dem einst Mozart am Kapellmeister-Pulte heimisch und wo nun an seinen Werken ein Umschwung des Theaterwesens sich vorbereitet.

Nachdruck verboten.

Ueber den Einfluß des Märchens auf das Kindergemüth.

Von Georg Payson Petersen.

Nenn das weiße Laub von den Bäumen fällt und Herbststürme über die sahen Stoppeln wehen, dann fühlen sich unsere Lieblinge nicht mehr behaglich in Feld und Wald; die Sommerfreuden sind vorüber, die Winterfreuden liegen noch fern, und des jungen Volkes einziger Tummelplatz ist das Haus. Dennoch findet der Herr Papa, wenn er während dieser Jahreszeit aus dem Comptoir oder Bureau heimkehrt, im Hause häufig alles so märchenstills, daß er wohl verwundert fragt: „Wo sind denn der Franz, die Else und mein Wildfang, der Fritz?“ — Die Mutter lächelt, legt ihren Beigefügten bedeutungsvoll auf die Lippen, erfaßt den Eheherrn Rechte und führt ihn in das behaglich durchwärme Zimmer der lieben Großmama. Dort findet er, sei es im Dämmerlicht, sei es bei traulichem Lampenschein, die ganze Kinderchar verhüllt: das vierjährige Lieschen, den Sertaner Fritz und sogar seinen Neffen, den Sekundaner Franz, auf dessen Oberlippe sich bereits ein hoffnungsvoller Schatten bemerkbar macht; die Kinder alle sitzen zu Füßen der lieben Alten und lauschen — ihren Märchen. Sie haben die Erzählungen von Rothkäppchen und Sneewittchen, von Dornröschen und Achenputtel, von König Drosselbart und vom flugen Daumesind freilich schon hundertmal vernommen, sie kennen sie längst von Wort zu Wort auswendig; dennoch lauschen sie mit gleichem Entzücken immer von neuem. Giebt es einen schlagenderen Beweis dafür, daß die Kindernatur gebieterrisch Märchen fordert? „Was so manngleich und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belebt hat,“ sagt Wilhelm Grimm, „das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut.“ Hier deutet sich einmal das Urtheil der Unmündigen mit demjenigen der ernstesten und edelsten Männer unseres Volkes; ist doch Luthers Ausspruch bekannt: „Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entzlagen, um kein Geld,“ und Jacob Grimm urtheilt gar über seine und seines Bruders Wilhelm gesammte reiche Wirksamkeit: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es für die Sammlung der Märchen.“ Dieser Dank ist den beiden trefflichen Männern aus leuchtenden Kinderäugern und von jubelnden Kinderlippchen reichlich gezollt worden, des Dantes der Eltern gar nicht zu gedenken; so ungeliebten Beisatzes wie die „Kinder- und Hausmärchen“ ihn gefunden haben, darf sich schwerlich irgend ein anderes Buch rühmen.

Wie aber erklärt sich die Vorliebe der Jugend für diese anspruchlosen Volksdichtungen? Einfach daraus, daß die Kinder einen großen, ja den größten Theil der Märchen selbst geschaffen haben. Die Fälle, daß ein Kind seinen Gespielchen selbstsinnende Märchen erzählt, wie der junge Goethe solches gethan hat (vergl. „Wahrheit und Dichtung“), sind keineswegs selten; allein die also entstandenen Märchen erscheinen nur ausnahmsweise der Aufbewahrung werth, weil die jungen Goethe gar selten sind. Alltäglich dagegen fragt das Kind allem Neuen und Merkwürdigen nach, was ihm in Haus und Hof, in Feld und Wald begegnet, und weil es mit Fragen nicht ruht, bis endlich sein Wissensdurst gestillt wird, fordert es die Bildung von Märchen geradezu heraus. „Weshalb hat der Bär keinen Schwanz wie Wolf und Fuchs? — Hat er niemals einen gehabt, auch ganz früher nicht? — Hat der Wolf ihm den Schwanz abgebissen? — Hat es der Fuchs gethan; oder hat er ihn auf andere Weise darum gebracht?“ — Welchen Vater kann solchen Fragen widerstehen, und nun erst die Mutter, oder gar die Großmama! Sie fangen endlich alle zu fabeln an, und hat das Märchen Gestalt angenommen, dann weiß niemand so recht den eigentlichen Dichter zu nennen. Ich für meine Person will hiermit ehrlich bekennen, daß die meisten und besten meiner Märchen von meinen Kindern erfunden sind. Könnt ihr denn den jugendlichen Naturforschern und angehenden Weltweisen den Mund verbieten, ihr salteten Klügler, die ihr das Märchen verbannen möchten? Was wollt ihr eurem Töchterchen antworten, wenn es euch fragt: „Warum hat die Kröte rote Augen, die Scholle ein schiefes Maul? Weshalb heißt dieses blaue Blümchen Bergfinkenicht? Woher kommt es, daß die Gänseblümchen beim Erblühen erzählen?

Wer streut im Winter die weißen Blüthenlösen vom Himmel herab?“ Wie wollt ihr eurem Jungen rede stehen, wenn er fragt: „Weshalb werfen die Steinchen und Steinbüchen ihr Laub im Winter nicht ab? Woher kommen Blitz und Donner? Wer spannt die farbige Brücke über die Erde, und zu welchem Zweck geschieht solches? Wer hat diese gewaltigen Felsen himmelan gehürrt? Wer ächzt unter jenem flammenpegenden Berge? Wer wacht in jedem Lenz die schlummernde Erde zu neuem Leben?“ — Die Antworten auf alle diese und auf tausend ähnliche Kinderfragen sind Märchen, nichts als Märchen; denn wer nicht zu antworten weiß und dennoch antworten muß, — und in diese Zwangslage gerathen alle Eltern, — dem bleibt eben nichts übrig, als zu dichten und zu erzählen. Wohl dem Kinde, dem ein verständiger Vater, eine fluge Mutter oder eine weise Großmama auf seine Fragen rede und Antwort stehen; denn die also geschaffenen Märchen sind oft weit mehr als müßige Spielereien, sind eine das Gemüth bildende Unterhaltung, und in ihrem reinen und milden Licht erwachsen und waschen die ersten Kräfte des Herzens. „Bei seiner tiefen Einwirkung auf die Seele des Menschen, bei seinem noch tieferen Grunde in unserer Natur, kann das Märchen ein ungeheures Mittel zu Bildung oder Missbildung menschlicher Gemüther sein,“ sagt Herder, und dessen sind sich gleichfalls die Brüder Grimm bei Herausgabe ihrer Märchen-Sammlung bewußt gewesen; heben sie doch ausdrücklich hervor, es sei ihre Absicht, „daß die Poetie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch daß es als ein Erziehungsbuch diene.“

Schon der Umstand, daß es nichts Lebloses im Märchen giebt, reicht aus, veredelnd auf das Gemüth der Kinder einzuwirken. Thiere und Pflanzen sind besetzt, vernunftbegabt und der menschlichen Rede mächtig; das Kind erblickt folglich in ihnen verwandte Wesen, fühlt mit ihnen und ist unfähig, ihnen ein Leid anzutun. Überdies findet im Märchen die Barmherzigkeit, — sei es auch die Barmherzigkeit gegen das kleinste und verachtete Wesen, sei es selbst die Barmherzigkeit gegen Galgenbägel, — stets ihren Lohn. Nicht minder führen uns die Märchen leuchtende Vorbilder jeglicher anderen Tugend vor Augen; sie sind tiefer Weisheit voll, drängen aber niemals ihre Lehren in den Vordergrund. — Licht und Finsterniß, Schönheit und Missgestalt, Tugend und Laster ringen in vielen Märchen um die Herrschaft, und stets ist der Sieg auf der Seite des Guten; Reid und Wiggunit, Falshheit und Faulheit unterliegen ohne Ausnahme, und oft fällt die Bosheit in ihre eigenen Stride.

Am schärfsten ausgeprägt finden sich diese Vorzüge in den deutschen Volksmärchen, wie sie uns in den Sammlungen der Brüder Grimm, Ludwig Bechstein, Joseph Haltrich u. a. vorliegen. „Das deutsche Märchen,“ so schreibt Bogumil Goltz und faßt dabei lediglich das Volksmärchen ins Auge, „ahmet Religion und Gerechtigkeit, Heimweh und Wanderlust; sein Humor ist voll Mitleidenschaft für das Kleinsten; an Mutterwitz und Sittlichkeit übertrifft es die Märchen aller anderen Völker.“ Dieses Urtheil ist unzweifelhaft richtig; allein man sollte auch den sogenannten „Kunstmärchen“ endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und wenigstens den schönsten unter ihnen die wohlverdiente Anerkennung spenden: manche der lieblichen Dichtungen des Dänen H. C. Andersen (z. B. „Der Tannenbaum“ und „Das häßliche junge Entlein“), manche Erzählung Robert Reinolds („Der Vogelsteller“, „Das dankbare Mäuselein“) und Richard Leanders („Das Märchen vom Klappertorch“, „Goldbüschchen“, „Die künstliche Orgel“, „Die himmlische Musik“), sowie fast alle Märchen von Wilhelm Hauff stehen hinter dem Volksmärchen durchaus nicht zurück.

Wie hoch man aber den Wert des Märchens einschätzen mag, so ist es doch ein Erzeugniß der Einbildungskraft, von welcher Herder sagt: „Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgegen. Tausend Lebel des Lebens, die uns in späteren Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unserer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir in der Jugend unsere Phantasie verblühten, daß wir uns Lustigkeiten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie über zusammenfingen. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem falschen Trug vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit anderen gequält und betrogen Kinder.“ Das legt verständigen Müttern die Pflicht auf, im Gebrauch der Märchen Vorsicht walten zu lassen: zunächst ist beim Erzählen, mehr aber noch beim eigenen Lesen der Kinder, jedes Juwel vom Nebel. Das zuläßige Maß, — nach der Altersstufe, dem Temperament und dem Gesundheitszustande der Kinder, sowie auch nach der Tageszeit verändert, — sollte jedes Mal von der Mutter bestimmt, von den Kindern pünktlich eingehalten werden. Allein damit ist es der Vorsicht keineswegs genug. Gewisse Arten der Märchen sollten nur ausnahmsweise, andere überhaupt nicht erzählt und gelesen werden. „Das Märchen,“ sagt G. Chr. Diessbach, „ soll die Phantasie anregen und beschäftigen, aber nicht aufregen und überreizen“: letzteres geschieht indessen fast überall in den Morgenländischen Märchen, und zwar durch ungeheure Überraschungen, durch sinn- und zwecklose Wunder, sowie auch, — im Gegensatz zu den bescheidenen Einfachheit des deutschen Märchens, — durch überchwängliche, die Begehrlichkeit reizende Schilderungen von Pracht und Reichtum. Noch verderblicher jedoch als manche Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht“, ja ebenso verderblich wie die lüsternen persischen „Papagei-Märchen“ wirken jene, leider auch in anerkannt guten deutschen Märchen-Sammlungen nicht fehlenden Erzählungen, die geeignet sind, das Kindergemüth mit Angst und Grauen zu erfüllen. „Nichts ist ungesalzener und grausamer, als die Phantasie eines Kindes durch schreckliche Trugschichten zu verderben,“ sagt Herder; doppelt grausam aber ist es, einem leicht erregbaren, träumerischen und nervös reizbaren Kinde dergleichen Gebilde vorzuführen. Das schaurliche Märchen vom „Blaubart“, das noch grauvoller vom „Machandelboom“ (bei Grimm Nr. 47), das ein „moderner“ Dichter einmal „das ergreifendste und tiefstinnigste aller unserer Märchen“ genannt hat, sind selbst für vollkommen gesunde, größere Kinder eine verwerfliche Unterhaltung, für kleine, schwächliche oder gar frische Kinder sind sie geradezu Gift, und zwar sowohl für Leib als Seele. Eine Mutter, die solche Märchen ihren Lieblingen erzählt, verdient den Namen Mutter nicht mehr, so schwer versündigt sie sich. — Auch das „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ (bei Grimm

Nr. 6), sowie das Märchen von „Hänsel und Gretel“ (bei Grimm Nr. 15), das die Geschwisterliebe so rüttrend verherrlicht, sind für kleinere Kinder unbedingt abzuweisen. Schon der Umstand, daß von den angeführten Erzählungen drei in der Grimm'schen Sammlung sich finden und die vierte gleichfalls darin gestanden hat, sollte zu äußerster Vorsicht mahnen. Es kann einer Mutter nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, sich durch keinen noch so berühmten Namen blenden zu lassen, sondern die Prüfung eines jeden Märchens, das sie ihren Kindern zu lesen gestattet, als unerlässliche Mutterpflicht anzusehen. Märchen wie die gefangenzeichneten sind weit gefährlicher als die vielgeschätzten Stiefmutter-Märchen, zu denen übrigens auch „Sneewittchen“, „Achenputtel“ und „Frau Holle“ gehören. Es versteht sich wohl von selbst, daß man sich in der Auswahl derartiger Märchen befrüchten und beim Erzählen derselben das Moment der Stiefmutterhaft möglichst in den Hintergrund treten lassen muß. Geschieht das, und wird den Kindern überdies Herder's Geschichte von der guten Stiefmutter („Exempel der Tage“ Nr. 14) oder eine ähnliche Dichtung erzählt, so ist nicht einzusehen, weshalb das Märchen nicht neben unanständigen Söhnen und unverträglichen Geschwistern auch einmal eine böse Stiefmutter vorführen sollte. Mit lauter vor trefflichen Charakteren lassen sich nun einmal nur langweilige Erzählungen bilden, und Langweiligkeit ist der Tod des Märchens.

Vornehmlich in den Stiefmutter-Märchen, aber auch in manchen anderen, hat eine sorgfame Mutter ihr Augenmerk auf die dort vorliegenden Züge von Grausamkeit zu richten. Es läßt sich gegen dieselben nichts einwenden, sobald sie das Gerechtigkeitsgefühl der Kinder befriedigen, wie solches in den Märchen „Der Wolf und die sieben jungen Gelehrten“ (Grimm Nr. 5), „Die Gänsemagd“ (Grimm Nr. 89), sowie in zahlreichen anderen Erzählungen der Fall ist; sobald aber die Grausamkeit lediglich als Ausdruck boshafter Besinnung auftritt, sollte die Mutter sie beim Erzählen unterdrücken. Das kann, ebenso wie die Befestigung einiger Verbitterungen, — die übrigens keineswegs so schlimm sind, wie häufig behauptet wird, — in den meisten Fällen geschehen, ohne die Schönheit des Märchens irgendwie zu beeinträchtigen. Wer beispielweise, ohne sonst einen Buchstab zu ändern, im Anfange des Märchens von Sneewittchen den Sab unterdrückt: „Der Koch mußte die Lunge und Leber in Salz Kochen, und daß boshaftes Weib ab sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen“, der hat zwar einen Beweis dafür, daß unsere Vorfahren glaubten, durch den Genuss von Lunge und Leber eines Getöteten in den Besitz seiner Eigenschaften, — hier seiner Schönheit, — zu gelangen, unterzuladen; allein der Schönheit des Märchens ist er sicherlich nicht im Geringsten zu nahe getreten, und ebensowenig hat er sich gegen die Brüder Grimm versündigt; denn diese selbst haben im voraus dergleichen Auslassungen und leise Aenderungen gebilligt, indem sie im Vorwort zu ihrer Sammlung schreiben: „Wir haben jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze und ihnen anständig vorkomme, sodass sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen.“ Dieses in die Mutter gesetzte Vertrauen legt ihnen freilich eine nicht unerhebliche Mühe auf; aber welche Mutter wird sich derselben entziehen, wenn sie bedenkt, daß anderen Fällen ihren Lieblingen die wahre Freude am Märchen versagt bliebe? Oder sollte es wirklich Mütter geben, die um der gedulderten Bedenken willen lieber darauf verzichten, ihren Kindern Märchen zu erzählen und sie solche lesen zu lassen, während es doch ihrer mütterlichen Fürsorge und Wachsamkeit möglich ist, das empfängliche Gemüth ihrer Kleinen vor schädlichen Einflüssen zu bewahren.

Über die gemeine Welt hinaus hebt uns das Märchen und versetzt uns in ein sonntiges Reich der Gerechtigkeit, wo alles ist, wie es auf Erden sein sollte. Tiefe zu bedauern sind jene Kleinen, in deren Herzen nicht im zarten Kindesalter der Sinn für diese lieblichen Dichtungen geweckt wird; eine Seite ihres weichen Gemüthes bleibt unentwickelt, und die Gefahr liegt nahe, daß sie in unserem nüchternen Zeitalter solte Verbindungs-menschen werden, denen der Sinn für alles Schöne fehlt. „Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei!“

Nachdruck verboten.

Tiefblaue Veilchen.

Ich sah es wie gestern. Ein Sommertag
Verblüht auf den Giebeln lag,
Sie barg, erschrockt, am Elternhaus
Ins Haar den wellgeföhnten Strauß
Von blauen Veilchen;
Wir kamen vom ersten Stelldichein,
Sie sprach: Dein eigen will ich sein,
Wart' nur ein Weilchen!

Da griff in die Speichen ich jubelnd dem Glück,
Das warf mich zum Straßenrand zurück.
In Mädelchenherzen liegt wer's kann, —
Sie nahm den andern, den reichen Mann.

Jetzt geh' ich, sobald ich Muße hab,
Vor's Thor hinaus auf ihr grünes Grab;
Die Schwalben zwitschern im Abendgold,
Ein Kinderladen schallt fremd und hold.
Die Welt sieht voller Veilchen.
Ich male mit des Krückstocks Rand
Den lieben Namen sacht in den Sand . . .
Wart' noch ein Weilchen!

E. Schoenach-Carolath.

Rohrdruck verboten.

Glänzend gesiegt.

Humoreske von Eusemia von Adlersfeld-Ballestrem.

(Schluß.)

Schon von Seeburg ritt an diesem Tage in schweren Gedanken heim, und eigentlich hatte sie auch Grund, diese Einkehr in sich zu halten. Sie hatte eine leichtsinnige Aeußerung gethan mit der Absicht, ihrem Feinde damit „eins zu verzeihen“. — Die Wette darauf hatte ihr ferngelegen, die hatte sie nur aus Eigensinn angenommen und mit der Waghalsigkeit eines Hindernisrennens den Einsatz gewagt, der ihr plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf geschossen war. Dass sie nun gewinnen müsste, das stand so fest, wie zwei mal zwei vier ist; aber wie war das möglich? Zu ihrer Ehre müssen wir aber sagen, dass der Gedanke, ihre Jüder opfern zu müssen, nicht einen Moment ihr Herz beschwert, — der Kreis ihres Gedanken drehte sich nur um das Lebensglück ihres Sohnes, an dem ihre ganze Seele hing, und dann liebte sie auch die blonde Phyllis aufrichtig. Sie hatte seiner Zeit den eigenen Gatten durch schwere Kämpfe erringen müssen und wußte, wie einem da zu Muthe ist. Aber wie den Sieg hier erfechten? Sie ahnte es nicht, und schweren Herzens gestand sie sich, dass der Erfolg augenscheinlich nicht auf ihrer Seite sein konnte. Das Bild des schlanken, tadellosen Renners stand mit grauem Deutlichkeit vor ihrem geistigen Auge, und daneben die groteske Gestalt des kurzbeinigen, grunzenden Haustiers, das noch obendrein als unverhältnismäßig dumum verachtet ist. Wie sollte sie solch ein Vieh zum Renner trainiren? Unmöglich! Und doch, was hing alles daran! Wer konnte ihr raten, ihr helfen? Herbert durfte nichts davon wissen. Halt, da kam ihr ein Gedanke, — ihr Inspector! Das war ein noch junger Mann aus guter Familie, ein unsichtiger, intelligenter Beamter, der in seinen Ruhestunden tanzend Schnurr im Kopf hatte, — ein entschieden origineller Mensch, der ihr schon darum sympathisch war, mit dem sie sich famos vertrug und der auch den Muth hatte, ihr respektvoll den Kopf zu waschen, wenn sie ihr Budget zu überschreiten geneigt war, — ihr Hauptfehler. Den musste sie ins Vertrauen ziehen.

Noch im Sattel sitzend, befahl sie darum auch, sofort Herrn Schmidt aufzusuchen und zu ihr zu schicken, und das Glück wollte es, dass der Inspector daheim auf seinem Bureau war. Er erschien auch sofort vor seiner Brodherrin, und sie erzählte ihm die Wette, ohne des Einsatzes zu erwähnen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit. Herr Schmidt lachte über die Geschichte, dass er sich die Seiten halten müsste.

„Und was gedenken gnädige Frau nun zu thun?“ fragte er mit thränenden Augen.

„Thun? Ja, lieber Herr Schmidt, das sollen Sie mir sagen! Gewiss hab' ich vor dreiviertel Dutzend Zeugen, weil's mich reizt, — aber wie ich die Wette gewinne, davon habe ich noch keinen Schimmer. Und wenn ich den nicht auf dem Flecke habe, dann ist die Sache eben unmöglich.“ —

„Das möchte ich nicht behaupten,“ meinte der Inspector vergnügt.

„Wie? Was?“ —

„Ja, sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte Schmidt, „als ich noch 'n Windhund von Wirthschafts-Volontair war, so'n Art drap Triddelsip, von dem ja immer ein gutes Theil in meiner Menschenklassi steht, da hab' ich auch 'mal, zum Entsezen meines Gutsherrn, ein Schweinewettlaufen arrangirt. Großartig, sag' ich Ihnen, gnädige Frau. Allerdings concurreierten dabei nur die Angehörigen derselben Rasse, — wenn ich mir aber überlege, wie ich die Thiere dazu gebracht habe, überhaupt zu rennen, so möchte ich fest behaupten, dass Ihre Wette der Chancen nicht entbehrt. Schweine sind auch gar nicht so dum, wie sie verschrien werden, — sie leiden nur unter demselben traditionellen Verdachte, den man auch gegen die Esel hat, — beide sind Märtyrer des Vorurtheils!“ —

„Herr Inspector, — Sie geben mir das Leben wieder!“ rief Frau von Seeburg. „Und das ist keine bloße Redensart, denn sehen Sie, — ich habe meine Jüder sammt Geschirren und dem Dogcart eingefegt!“ —

„Et, verflucht! Pardon, — ich wollte sagen: i, der Teufel, — nein, das wollte ich eigentlich auch nicht sagen!“ —

„'s paßt aber, liebster Schmidt, denn es ist in der That eine ganz ver-flirte Geschichte!“

„Das ist sie, gnädige Frau! Ja, ja, — nee, nee! Die Jüder dürfen wir nicht aus dem Stalle lassen, — wo sollten denn ein paar Neue herkommen? Dass dich das Mäusestein heißt! Verzeihen Sie, gnädige Frau, das war aber auch eine höllisch leichtsinnige Wette um solchen Einsatz, wenn man nicht vorher weiß, wie man sie gewinnen soll!“ —

„Na hören Sie, lieber Schmidt,“ opponierte Frau von Seeburg, „den Kopf können Sie mir waschen, wenn ich verloren habe. Heißt das, wenn ich mir's dann in meinem Born noch gefallen lasse. Sie sehen ja, dass der moralische Rater schon Beij von mir ergriffen hat, lassen Sie also 'mal jetzt die Standpausen und sagen Sie mir lieber, was zu thun ist.“ —

„'s ist wahr, gnädige Frau, das ist die Hauptsache,“ gab Schmidt zu. „Aber lassen Sie Sich vorher keine grauen Haare waschen, — mir schwant jo allerlei, als ob mein Dummenjungenstreit sich noch praktisch verwerthen lassen könnte. Ich muß mir die Geschichte 'mal überlegen und werde Ihnen dann Bericht erstatten. Wir haben da solch eine Sau im Stalle, — ein hochbeiniges, nichtsahniges Vieh, das viel fröhlich und nicht fest werden will, — eine ganz schauderhafte Rasse, — der junge Herr hat das garstige Ungetüm 'Schönheit' getauft, — die könnte man vielleicht als 'Renner' trainiren!“ —

„Großartiger Gedanke! Muß mir 'Schönheit' doch 'mal ansehen!“ —

Frau von Seeburg hakte ihr Reitkleid in die Höhe und schritt mit dem Inspector dem Schweinesalle zu, in dessen Umlaufung die besagte Sau sich eben befand. Wirklich, sie war selbst für ein Schwein merkwürdig häßlich und hatte auch nichts von der bekannten Vorliebe ihrer Rasse für das dolce far niente, denn während ihre Collegen meist in beschaulicher Ruhe dälagen, sahen oder höhstens zur Abwechselung 'mal standen, raste 'Schönheit' grunzend und mit funkelnden Auglein lebhaft umher und erging sich mit Vorliebe in gewagten und für

ihre Gestalt höchst spaßhaften Sprüngen, die sie gelegentlich zum Galopp tempo verschärfte.

„Die zu essen, wird 'mal ein sogenannter Genuss sein,“ meinte Schmidt nachdenklich. „Dies holde Vieh segt bei der Lebhaftigkeit des Temperaments nicht nur sein Fett an, sondern entwickelt auch kein Muskelkleisch. Sehnen, nichts als Sehnen. Ich wollte sie gestern dem Schweinehändler ausschwören, aber er dankte ergebenst für die Acquisition, die ihm kein Meister der Welt abkaufen würde. Doch, wer weiß, vielleicht ist 'Schönheit' zu höheren Zwecken geboren, denn, gnädige Frau, wenn's eine thut, so gewinnt dieser Liebling der Götter Ihre Wette!“ —

„Dann soll sie auch ihr Lebtag das Gnadenbrod bei mir haben!“ gelobte Frau von Seeburg feierlich.

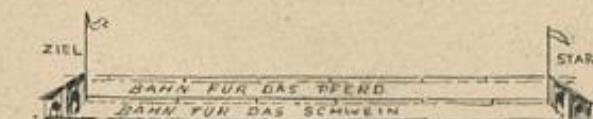
Inspector Schmidt's erfunderischer Kopf muß wirklich eine passende „Idee“ gehabt haben, denn er kam am nächsten Morgen sehr vergnügt aussehend zu Frau von Seeburg zum gewöhnlichen Wirthschafts-Rapport, dem sich dann noch ein längeres Colloquium anschloss, veranlaßt durch ein Croquis, das er sauber gezeichnet, zur Vorlage brachte. Von Stunde ab war Frau von Seeburg, die gestern wie eine gefleckte Lilie umhergegangen war, wie ausgewechselt. Sie hatte ganz ihre alte Energie wieder bekommen und überwachte in Person den Bau einer sonderbaren Anlage, die schon am selben Tage abgesteckt und gleich in Angriff genommen wurde, denn die Zeit schreite unhaltsam vorwärts. Nach zehn Tagen war die Anlage vollendet, aber noch sah und hörte die Nachbarschaft nichts von Frau von Seeburg, die sich, im Gegenzage zu ihren sonstigen Gesplogenheiten, ganz auf das Einsiedlerleben geworfen zu haben schien.

Kurz vor dem abgelaufenen Termin für den Auftrag ihrer Wette mit dem Grafen Jutroschin benachrichtigte sie diesen, dass dem Wettkampf zwischen der Stute und ihrer Sau nichts mehr im Wege stände. Sie schlug ihm wie den Zeugen Tag und Stunde vor und stellte ihr Terrain zur Verfügung, weil die Rasse ihres „Renners“ einen weiteren Transport aus nahelegenden Gründen ausschließe.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass Graf Jutroschin sich die ganze Zeit auf den Rückzug seiner Feindin gefreut hatte, den er in leichter Stunde ebenso sicher wie schadenfroh erwartete, denn es schien doch ganz undenkbar, dass ein vernünftiger Mensch annehmen könnte, einen wohltrainirten Vollblutrenner mit einem Schwein im Laufe concurriren zu lassen, oder wenn er's that, dann durfte er doch wenigstens nicht aus Erfolg rechnen. Die Anzeige, dass das Rennen wirklich stattfinden sollte, versegte den guten Grafen darum in eine Serie von Gefühlen, die sich in furchterfüllter Wut, in hilflosem Staunen und endlich in unbändiger Heiterkeit offenbarten.

„Ein Teufelsweib, diese alte Seebergen,“ war sein Resümé innerlich. „Einen Dickekopf hat sie, gegen den meiste der reine Waisenknabe ist. Ch' die zum Rückzug bläßt, lieber verliert sie ihre Jüder, — natürlich, immer nobel, das ist ja die Devise aller Hungerleider. Meinewegen, — die Jüder sollen mir nicht schlecht stehen, sie kommen ja billiger, als wenn ich sie abgekauft hätte, was doch geschehen wäre, wenn sie mir nicht auf die Bude gerannt wäre und mir Grobheiten gesagt hätte. Aber wehe ihr, wenn irgend ein Trick dabei ist, — dann verlasse ich sie, so wahr ich Jutroschin heiße!“ —

Der große Tag war gekommen. Die „Zeugen“ erschienen vollzählig, und kurz nach ihnen auch der Graf, dessen Trainer die irische Stute schon früher herübergeritten und im Gastralle gepflegt hatte. Als alle vollzählig waren, führte die Herrin des Hauses ihre Gäste zur „Rennbahn“, wie sie lächelnd sagte, und lärmend sahen die Herren, dass sie mit dieser Bezeichnung den Mund nicht zu voll genommen hatte. Denn hinter dem Garten lag jene sonderbare Anlage, von der wir schon erzählt, eine schmucke, etwa zweihundert Meter lange Bahn, die in der Mitte geheilt war. Die eine Hälfte der vollen Strecke hatte ziemlich fest gestampft Boden, war durch einen ganz niederen Bretterzaun umfriedet und oben wie unten durch eine niedere Bretterhütte abgeschlossen, die oben geschlossen, unten offen war. Die andere Längshälfte der Bahn war offen und weich gehalten, wie ein Reitweg. Eine Flaggenstange oben und eine unten bezeichneten den Start und das Ziel.



„Der niedere Zaun,“ erklärte Frau von Seeburg, „ist nur dazu da, damit das Schwein, das sich in der verschlossenen Hütte am Start befindet, nicht im Laufe ausbricht und dem Pferd in den Weg rennt. Die andere Hütte ist das Ziel für das Rüsselthier, damit es nicht darüber hinaus und ins Wasser läuft. Scheint Ihnen das alles klar und vollkommen fair play?“ —

Die Zeugen konnten nicht umhin, das anzuerkennen, nur der Graf schien misstrauisch.

„Jawohl,“ brummte er, „wird wohl so sein wie beim Hassen und beim Swinegel, hier sitzt 'n Schwein und dort sitzt auch eins, und da sich, wie beim Swinegel, alle Schweine ähnlich sind!“ —

„Schämen Sie Sich,“ fiel Frau von Seeburg ein. „Auf den Wink zum Start wird die Hütte geöffnet und das Schwein vor Ihren sehenden Augen herausgelassen. Wie sollte ich's denn in seiner umzäunten Bahn plötzlich wegescamortire?“ —

„Es ist wahr, das geht nicht,“ gab Graf Jutroschin kleinlaut zu, und die Bahn überblickend, fügte er schadenfroh bei: „Die paar Meter läuft meine Stute, ehe Sie noch 'nanu' gesagt haben!“ —

„Desto besser für Sie,“ erwiderte Frau von Seeburg trocken und placirte sich, ihren Widersacher und die Zeugen so an der umzäunten Bahn, dass sie das ganze Terrain übersehen konnten. Inspector Schmidt, der etwas erhöht und aufgeregt aussah, trat über den Zaun an die verschlossene Thür der ersten Hütte, aus welcher unausgefehlt ein ungeduldiges, zorniges und durchdringendes Grunzen und Quietschen erklang, und legte die Hand auf den Schlüsselboden der niederen Thür, — der Trainer

schwang sich in den Sattel der sehr frisch aussehenden Stute, und einer der Zeugen erhob sein Taschentuch und schwenkte es hoch in der Luft.

Raum war das geschehen, als auch schon die Thür der Hütte ausslog, und heraus raste wie von der Tarantel gestochen die vielgeschmähte „Schönheit“ in einem geradezu bängstigen Tempo unter wildem Gegrunge schmurgerade die Bahn entlang. Das Pferd hatte einen kurzen, kaum merklichen Augenblick gesiegt, setzte sich jedoch sofort auch in Galopp, aber es hatte die Hälfte der Bahn kaum hinter sich, da stand das Schwein schon in der Hütte am Ziel, den Kopf in einen Trog versetzt, das süßgetringte Schwänzlein den verbüßten Zuschauern zugelächert.

Tableau!

„Das ist kein Schwein, das ist ein Automat!“ schrie der Graf, blauroth im Gesicht.

„Es frißt!“ rief einer der Herren, welcher der kühnen Rennerin nachgelaufen war. „Es frißt fast noch eßiger als es gelaujen ist. Gnädige Frau, Ihr Kunst- und Rennschwein hat mit grossem Vorsprung glänzend gesiegt. — Sie haben Ihre Wette noch glänzender gewonnen, — unsern Glückwünsch!“ —

„Lift, — niederträchtige Höllenfünste haben's gemacht!“ rief der Graf. „Wo wird denn ein Schwein schneller laufen, als ein Rennner?“ —

„Dass es möglich ist, haben Sie mit Ihren eigenen Augen gesehen,“ erwiderte Frau von Seeburg kühl.

„Wir auch, — wir auch!“ stimmten die Zeugen einstimmig zu. „Fair play war's — wir haben gründlich aufgepäht. Ein Zweifel ist nicht mehr!“ —

Graf Jutroschin stand wie vom Donner gerührt da, — seine Augen wanderten von seiner Stute zu dem unentwegt fortstreichenden Schwein und wieder zurück zu seinem Rennner. „Da hört die Weltgeschichte auf, — das begreife, wer kann,“ murmelte er hilflos.

Frau von Seeburg trat an ihn heran.

„Na, alter Freund,“ sagte sie leise. „Der Himmel ist mir den Gerechten und den Unglückslichen. Wie steht's mit dem Einsatz?“ —

Der Graf warf ihr einen scheuen Seitenblick zu.

„Darüber reden wir noch.“ war die kurze, harte Antwort.

„So?“ fragte Frau von Seeburg hoch aufgerichtet. „Meine Jüder stehen geschiert und angepannt bereit, für den Fall meiner Niederlage, die doch bei der Natur des von mir gestellten Renners nicht ausgeschlossen war. Glauben Sie denn, dass ich mich gern von meinem Einsatz getrennt hätte?“ —

Graf Jutroschin vermied es, dem flammenden Blicke seiner Siegerin zu begegnen, — er hiß die Bähne zusammen und holte tief, tief Atem.

„Na, Schödhwerenth,“ brach er plötzlich los. „Glauben Sie denn, dass ich ein wortbrüchiger Schuft bin? Fehlgeschossen, Frau Nachbarin, der alte Jutroschin ist nicht das, wofür Sie ihn halten. Ihr Sohn heirathet meine Tochter, und wer mit dabei was drehreden will, dem werde ich den Marsch blasen, dass er die Schuhe verliert!“ —

Da stieß, trotz dieser gräßlichen Worte, Frau von Seeburg einen hellen Freudentschrei aus und fiel ohne die geringste Bewege vor ihrem lachenden Publicum dem alten Brummbär einfach um den Hals.

„Jutroschinch, Gegenschwiger!“ jauchzte sie lachend und weinend. „Das ist der schönste Tag unseres alten Lebens, und ich nehme feierlich alle Ehrentitel zurück, die ich Ihnen laut und leise gegeben habe!“ —

„Danke, — dito!“ murkte der alte Herr mit zwinkernden Augen. Dann, mit einem Male, nahm er die schläbige Sportmütze, ohne die er nie zu sehen war, vom Kopfe und schwenkte sie hoch in der Luft. „Kinder,“ sagte er gerührt, „mir ist plötzlich so leicht geworden, — so, ich weiß nicht wie! Seebergen, Sie imponieren mir, — das, — das hätt' ich nicht zuwege gebracht. Na, was steht Ihr dem alle da und gloszt mich an? Bin ich ein Nilpferd? Hunger und Durst habe ich, das ist richtig, aber ob man in diesem Hause was zu essen und zu trinken kriegt, das scheint mir nach dem zwecklosen Herumgestehe hier doch sehr zweifelhaft zu sein!“ —

„Schimpfen Sie, so viel Sie wollen, alte Seele,“ rief Frau von Seeburg vergnügt. „Das Frühstück ist servirt! — Auf denn, zu Tisch!“ —

Ins Haus zurückgeföhrt, verschwand die Dame des Hauses indes auf einen Augenblick in ihr Zimmer, wo sie mit fliegender Feder eine Depesche des Inhalts schrieb:

An Lieutenant von Seeburg in X. X.

Nimm Urlaub und komme so schnell Du kannst. Jutroschin hat soeben sein Jawort zu Deiner Verlobung mit Phyllis gegeben. Deine überglückliche Mutter.

Graf Jutroschin fand sich übrigens, nun der erste Schreden vorüber war, mit Humor in seinen Verlust undthat dem Frühstück, insonderheit aber dem tadellosen Pomery so viel Ehre an, dass er zulegt in jene rothe Stimmung geriet, die man mit dem profanen Namen „Spix“ zu bezeichnen pflegt. Im Grunde genommen war er froh, dass die Sache so gekommen war, denn er liebte seine Tochter auf seine Art und hatte auch gegen Herbert Seeburg weiter nichts einzubinden, als dass er „nicht hatte“. Im Gegenthell, wenn er sich je einen Sohn gewünscht, so hätte er ihn gern nach Herberts Muster gehabt. Im tiefssten Schrein seines Herzens war er längst dahinter gekommen, dass der reiche polnische Fürst mit seinem Rennstall und seiner Glorie ein trautes Gepräng für sein junges, blühendes Kind gegeben hätte. Aber sein Eigentum und sein Stolz hätten das nach Außen nie Wort haben wollen, und so war er froh, dass etwas gekommen war, was ihm die Zügel aus der Hand nahm und ihm erlaubte, sich mit scheinbarem Glanz, und ohne dass er sein „leichtes Wort“ zurücknahm, aus der Affäre zu ziehen, das heißt, dem Magnaten den Laufpaß zu geben und seinem Kinde das ersehnte Glück dazu. Als das Desjert herumging, hielt er es aber nicht länger mehr aus. Er hob sein volles Glas empor, blitzte Frau von Seeburg listig mit den Augen zu und rief:

„Prost, Gegenschwiger! Sie sollen leben! Und nun rücken Sie 'mal raus mit Ihrem Geheimnis und verrathen uns, wie Sie's fertig gebracht haben, dieses infernalische Rennschwein so excellent zu trainiren!“ —

„Das war enorm einfach!“ lachte Frau von Seeberg vergnügt. „Schönheit“, — denn so heißt das liebe Säulein, dem ich von heut’ ab das Gnadenbrod gebe, — „Schönheit“ ist schnell und mühelos durch das Organ trainirt worden, durch welches man auch bei vielen Menschen alles erreichen kann, — den Magen. „Schönheit“ ist nämlich, — na, Gourmet ist zu viel gesagt, aber sie ist entschieden eine Gourmande, das heißt, sie frischt gute Sachen lieber wie schlechte und hat eine feine Nase für ihre Lieblingsgerichte, zum Beispiel gekochte Kartoffeln mit lauer, frischer Milch, besonders, wenn zarte Fleischbroden sich dieser Mischung zugesellen. Damit ist sie für alles zu haben, wie zweibeinige Geschöpfe für Ausiern und Gänseleber-Pasteten. Nachdem ich nach eifrigem Studium ihrer Geschmacksrichtung das heraus hatte, war das andere Kinderspiel, denn ihr Körperbau und ihr Temperament halfen dazu mächtig mit. Nun gut. „Schönheit“ bekam ihr letzteres Mahl nur in der Rennbahn, das heißt, sie wurde vorher in den Roben geleitet und dort zur Erhöhung ihres Appetites eine Zeit lang eingeschlossen. Der Trog mit ihrer Wahlzeit wurde in der Rennbahn aufgestellt, und zwar jeden Tag etwa fünf, — zehn Meter weiter von ihrem Hütchen entfernt. Zuerst kam sie langsam heraus, als sie aber merkte, daß es auf diesem Futterplatz immer etwas extra Feines gab, beeilte sie sich von Tag zu Tag mehr, den Trog zu erreichen, ja ihre Eile wurde mit der Zeit geradezu fabelhaft. So lockten wir sie schließlich die ganze Strecke bis zum „Ziel“ herab und ließen sie gestern etwas hungrig, sodaß sie heut’ früh schon ganz wild war. Mit welcher Gier sie sich heute durch die Rennbahn stürzte, ihren besonders köstlichen Leckerbissen zu erreichen, haben Sie alle gesehen, und wenn ich auch bedauernd zugeben muß, daß „Schönheit“ ihre Fähigkeit zum Galoppieren nicht aus Chrgeiz entfaltete, um die Genugthuung zu haben, ein Pferd im Tempo geschlagen zu haben, sondern aus ganz gemeiner Freigier, verschärft durch einen gesunden Hunger, — das Resultat bleibt darum dasselbe. Ich erhebe mein Glas und trinke auf das Wohl von „Schönheit“! —

„Sie soll leben und sich noch lange des rosig Liches und ihres Lieblingsgerichtes erfreuen!“ lachte der Graf amüsiert. „Ich aber trinke doch lieber auf das Wohl ihrer klugen Herrin und intelligenten Traineur!“ —

„Das Wohl geb’ ich weiter an meinen lieben Herrn Inspector hier!“ rief Frau von Seeberg, indem sie das Glas erhob und Herrn Schmidt zünktete. Der verbeugte sich verbindlich vor seiner Brodherrin und lachte vergnügt in sich hinein, und er hatte auch allen Grund dazu, denn wäre er nicht als Helfer in der Roth erschienen, wer weiß, wie alles gekommen wäre!

* * *

„Nun, Mama, sag’ mir in aller Welt, welches Wunder geschehen ist.“ fragte Herbert Seeberg, als er am folgenden Tage in aller Frühe schon bei seiner Mutter anlangte. „Denn wenn

Dein Telegramm nicht ein schlechter, sehr schlechter Witz von irgend jemand in Deinem Namen war, dann muß ein Wunder passirt sein!“

„Wunder! ist ein bißchen viel gesagt, lieber Junge,“ erwiderte Frau von Seeberg lächelnd. „Indes, — es kommt ja bei allem auf die Ausfassung an. Nimm’ Du nur feinen, ruhig an, daß Amor, der in Eurer Sache solch’ eine Schlappe erlitten, seine Niederlage wieder weit machen wollte und endlich den richtigen Weg dafür fand.“ —

„Du sprichst in Rätseln, Goldmamachen!“ —

„Na, dann quäl’ Dir Deinen armen Kopf nicht unnütz mit der Lösung ab, Herbert, sondern nimm die Gabe des Glücks ohne Fragen hin. Siehst Du, Amor, der so Parteiische für alle Liebenden, ist ganz unparteiisch in den Wahl seiner Mittel, wodurch er sie zusammenführt. Ich las Dir ‘mal eine Geschichte vor, in welcher Amor eine Leberwurst gerade für gut genug fand, die für einander bestimmten zusammen zu bringen, — im Grunde geht das. Wie Dich auch eigentlich nichts an, und es würde Dein ästhetisches Empfinden höchstens verleben, wenn Du erfährst, daß in Deinem Halle eine Knackwurst, oder sagen wir, der Ursprung einer solchen, ein Schwein, für Amor der Weg zum Ziele war!“ —

Herbert lachte.

„Ach,“ meinte er, „wenn mir eine Nachtigall auch lieber, weil poetischer schiene, so würde ich in diesem Specialfalle nicht mit Amor rechten, weil doch schließlich auch das Schwein als Glück-Symbol allgemein gilt. Aber Mama, seit wann bist Du ins Lager der Symbolisten übergegangen, und noch dazu der hypermodernen, welche ihre Symbole gern unter den profaßesten und stellenweise unmäßlichen Dingen dieser Welt suchen?“ —

„Ah, mein Junge, da fragst Du wieder zuviel. Innere Wandlung. Die neue Richtung mit ihrem symbolischen Kram hat mich eben überzeugt, so überzeugt, daß ich das Schwein für die Quelle Deines Glücks halte. Mach nicht so erstaunte Augen, sondern frühstücke jetzt und wirf Dich dann in Dein hochzeitliches Gewand, damit wir hindurchfahren können, wo Phyllis Deiner wartet und Graf Jutrojchin darauf ebenjo brennt, Dich der Tochter als Bräutigam zuzuführen wie ich, der lieblichsten Braut den Verlobten zu bringen!“ —

Reaktionen-Post

Junge Leserin in Stendal. — Wir werden über das Thema gelegentlich einen Aufsatz veröffentlichen. Halten Sie mit Ihren weiteren Anfragen nicht zurück, wir geben Ihnen gern Auskunft.

Frau v. S. in Potsdam. — So viel wir ermitteln konnten, hat der Wollmarkt in Berlin seinen Namen schon seit dreihundert Jahren. Kurfürstin Katharina, mit dem Beinamen „Die Mutter der Kranken“, die Tochter des Markgrafen Johann zu Brandenburg, war eine sehr barmherzige Frau; sie legte sich selbst die größten Entbehrungen auf, um durch ihre Ersparnisse die Kranken und Armen unterstützen zu können, und schaute sich glücklich, wenn sie mit einem Opfer eine Güthut erhalten konnte. Als im Jahre 1168 die Pest in Berlin wütete, legte sie in der tönnischen Vorstadt einen Viehhof an und ließ die dort gewonnene Milch an die Schwachen verteilen. Der Markt, auf dem dies geschah, ist der Wollmarkt.

Junge Hausfrau in Altit. — Wir können Ihnen als Wandtafel für ein Herren- oder Spiegelzimmer die Photogravüre „Ein alter Trophäen von Hans Lassen (Verlag von Henner & Kirmse in Berlin) empfehlen. Das Bild zeigt eine Ansicht Herren dar, die im alten Keller eine Weinprobe halten und von dem edlen Stoffe augenscheinlich sehr befriedigt sind. Die Kunstdruckerei wird Ihnen das Bild vorlegen.

H. V. in Barel. — Ihr Canarien-Vogel hat die Heimfahrt. Entschieden Sie ihm Wohl, Dank, Et und dergleichen und füttern Sie ihn nur mit Blümchen. Ein tägliches Bad und möglichst auch freies Umherfliegen im Zimmer sind sehr zuvörätig.

Helene W. in Nürnberg. — Nach den uns vorliegenden Berichten legt der sogenannte „Train der Bahnmännchen“ in England achtzig Kilometer in der Stunde zurück. Annähernd so schnell fuhr vor Jahren der Separatzug zwischen New-York und Philadelphia, dessen mittlere Schnelligkeit neunundsechzig Kilometer pro Stunde betrug; in neuerer Zeit führt derselbe Zug jedoch nur vierunddreißig Kilometer in der Stunde. In Frankreich fahren die Expresszüge mit einer Schnelligkeit von etwa sechzig bis zweihundertsechzig Kilometern die Stunde, in Deutschland etwa fünfhundert bis dreihundertfünfundfünfzig Kilometer, und der Orient-Expresszug der ungarischen Staatsbahn (Budapest-Belgrad) legt den dreihundertneunundfünfzig Kilometer langen Weg in sechs Stunden vierundvierzig Minuten zurück, hat demnach eine Geschwindigkeit von etwa zweihundertsechzig Kilometern die Stunde.

Bertrand S. in Straßburg. — Das Aufkochen der Milch können Sie leicht verhindern, indem Sie die Milch nie in einem völlig trocknen Gefäß auf Feuer setzen. Spülten Sie den Kochtopf also vor dem Abholen der Milch mit Wasser aus. Ist die Milch aber doch einmal angebraten, nehmen Sie ihr den schlechten Geschmack, indem Sie eine glockenförmige Holztablette hineintauchen.

Märzeblümchen in Ostrowo. — Anonyme Anfragen beantworten wir grundsätzlich nicht. Eine Antwort auf Ihre Fragen kostet uns mehrere Stunden Zeit, da verschiedene Werte durchgerechnet werden müssen, die haben wir für eine anonyme Fragestellerin nicht übrig. Dann können wir Ihnen die sehr ansprechende Kunstfertigkeit auch nur brieflich mittheilen, wir erwarten daher, daß Sie uns Ihren Namen nennen.

Wissbegierige in Neval. — Der Ausdruck: „Ich will Dir einen Schilling geben“, d. h. ich werde Dich bestrafen, ist in einigen norddeutschen Gegenden noch im Gebrauch. Schilling ist keineswegs eine Corrumption des lateinischen solidus, sondern ein echt deutsches Wort, welches von skilis, der Klang, skillings der Klinaende, abgeleitet ist. Große führt die Entstehung des Wortes auf skillan, ich habe geißelt oder verwundet zurück, daher dann: ich bin bußpflichtig geworden.



Kostümprobe. Original-Zeichnung von E. Bachrach-Baré. (Zu dem Artikel: Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.)